

in: Wirtschaft und Gesellschaft 28. Jahrgang (2002), Heft 3, S. 447-449

Neoliberalismus oder „Vulgärökonomie des Augenscheins“

Rezension von: Alexander Rüstow, Das Versagen des Wirtschaftsliberalismus, 3. überarb. Aufl. mit Übersetzungen, hrsg. v. Frank P. und Gerhard Maier-Rigaud, Metropolis-Verlag, Marburg 2001, 352 S., € 29,80.

Bereits die Tatsache der Neuherausgabe einer Monographie dokumentiert, dass es sich um ein Werk mit anhaltender oder wieder entstandener Bedeutung für die Gegenwart handelt. Dies gilt insbesondere für ein Werk mit wirtschaftswissenschaftlichem Inhalt. Für das vorliegende, von Frank P. und Gerhard Maier-Rigaud neuherausgegebene Buch kommt zudem noch hinzu, dass auch die 1950 erschienene 2. Auflage von Alexander Rüstows „Versagen des Wirtschaftsliberalismus“ noch stark die Einschränkungen widerspiegelte, unter denen der Autor die erste Auflage im Istanbuler Exil vor 1945 verfasst hatte. Die Herausgeber haben sich neben den üblichen editorischen Arbeiten nicht nur die Mühe gemacht, alle Zitate, die Rüstow zum Teil aus dem Gedächtnis, zum Teil aus unterschiedlichen Auflagen zitiert hat, zu überprüfen und zu vereinheitlichen, sie haben auch alle – bisweilen sehr umfangreichen – Zitate aus dem französischen und griechischen ins Deutsche übertragen. Darüber hinaus haben sie dem Text noch einen rund 100seitigen Begleittext beigelegt, in dem sie die Aktualität des Rüstowschen Werks für die Gegenwart unter dem programmatischen Titel „Das neoliberale Projekt“ herausarbeiten. Ein biographischer Abriss, ein Veröffentlichungsverzeichnis, ein Namens- und ein Sachregister machen das Buch zu einem unverzichtbaren Bestandteil jeder wirtschaftswissenschaftlichen Bibliothek, dem man einen häufigen Zugriff nur wünschen kann.

Als Rüstow die bereits Ende der 1930er Jahre begonnene Monographie vorlegte, ging es ihm um wirtschaftswissenschaftliche Lehren aus der Geschichte, konkret um das „Experiment des Liberalismus“, das in den 1930er Jahren „als ein katastrophaler Fehlschlag empfunden wurde“ (S. 25). Mit großer Kenntnis der wirtschaftswissenschaftlichen Dogmengeschichte arbeitet Rüstow heraus, dass der Grundfehler des traditionellen Liberalismus des frühen 20. Jahrhunderts wie des wieder erstarkenden „Neo-Liberalismus“ der 1950er Jahre in der Annahme liegt, es wohne wirtschaftlichen Vorgängen eine Selbstorganisation, ein Automatismus, eine Harmonie inne, die jedoch im Laufe der Zeit – insbesondere durch staatliche Einflussnahmen – verschüttet wurden und deshalb nicht mehr ihre segensreiche und wohlstandsfördernde Wirkung entfalten können. Rüstows These ist, dass sich hierin ein bis zur Antike zurückrei-

chender metaphysischer Glaube offenbart. War es hier noch der „göttliche Logos, die Weltvernunft, die den gesamten Weltablauf, von den Bahnen der Gestirne droben bis herunter zu den Handlungen der Menschen, durchwaltet und lenkt und alles zu der großartigen Harmonie eines einzigen großen Kreislaufs zusammenstimmt“ (S. 28), so ist es heute der abstrakte Markt, dem zumindest mit Blick auf die wirtschaftlichen Kreisläufe die gleiche ordnende Kraft zuerkannt wird. Wirtschaftliche Harmonie – also Wachstum, Vollbeschäftigung, gerechte Partizipation am Sozialprodukt und allgemeiner Wohlstand – ist danach kein Zustand, der bewusst herbeigeführt werden muss, sondern der sich – vorausgesetzt man lässt die Marktkräfte nur frei walten – automatisch einstellt. Insofern ist nicht die Aufforderung zum Tun, sondern zum Unterlassen das eigentliche Credo des Wirtschaftsliberalismus jeglicher Epoche. Diese Botschaft verfolgt Rüstow im 2. Kapitel unter der Überschrift „Wirtschaftstheologie“ durch die Werke „optimistischer“ Ökonomen wie Thünen, Say, Bastiat und Gossen (S. 63-74), genauso wie durch die „pessimistischer“ Ökonomen vom Schlage eines Malthus, Ricardo oder Marx (S. 75-78).

Im 3. Kapitel werden in fünf Abschnitten die Fehler des Wirtschaftsliberalismus herausgearbeitet: Passivismus (S. 82-85), Glückeligkeitsdusel (86-89), „Unbedingtheitsaberglaube“ (88f.), „Soziologieblindheit“ (90-98) und „Übersehen institutioneller Randbedingungen“ (99-112) heißen hier die für den Liberalismuskritiker bezeichnenden Überschriften.

Rüstows Ausführungen zum Verhältnis von Staat und Wirtschaft sind hochaktuell, erscheinen die gegenwärtigen Forderungen nach „Befreiung der Marktkräfte“ als fernes Echo der bereits von ihm kritisierten Positionen. Es gibt derzeit kaum eine Partei, die nicht den Rückzug des Staates aus seiner gesamtwirtschaftlichen Verantwortung zum Programm erhoben hat. Eine für eine derartige Forderung unverzichtbare vorausgehende Diskussion über die notwendigen Aufgaben eines Staates in einer entwickelten Volkswirtschaft hat es demgegenüber nie gegeben. Offensichtlich sind auch heute wieder jene Kreise tonangebend, die sich aus einem „Nachwächterstaat“ die größten Vorteile versprechen: „Denn je schwächer der Staat war, je mehr er auf bloße Aufrechterhaltung bürgerlicher Ordnung und Sicherheit beschränkt wurde, desto weniger konnte er, wie man meinte, in Versuchung kommen, sich Übergriffe in die geheiligte Sphäre der freien Wirtschaft zu erlauben“ (S. 126). Damit wird auch heute wieder das Problem akut, das der „kritische Punkt erreicht (wird), unterhalb dessen seine Kraft und Autorität zur Aufrechterhaltung seiner Unabhängigkeit nicht mehr ausreicht“ (ebd.).

Rüstow plädierte für einen „Dritten Weg“ zwischen Scylla und Charybdis, zwischen „historischem Liberalismus“ und „drohendem Kollektivismus“. Mit diesem Plädoyer wurde er bekanntlich zu einem der Väter der Sozialen Marktwirtschaft, um dessen „Erneuerung“ gegen-

wärtig Parteien wie Unternehmer bemüht sind. Rüstows aktueller Beitrag zu dieser Debatte ist seine Erkenntnis, dass „die maßlose Überschätzung und Überbewertung der Wirtschaft eines der Krankheitssymptome des 19. Jahrhunderts und eines der Fehler des alten Liberalismus darstellt.“ Dieser Satz macht deutlich, dass viele derjenigen, die heute die Soziale Marktwirtschaft reformieren wollen, nichts von deren Sinn verstanden haben. Sie kennen und thematisieren nur einseitig die Grenzen und das Versagen des Staates, ohne Vorstellungen von den Grenzen und dem Versagen des Marktes zu haben.

Dies wird auch in der dem Rüstow'schen Text folgenden Abhandlung der Herausgeber deutlich. Sie kritisieren zu Recht einen wieder vorherrschenden „blinde(n) Glaube(n) an die umfassende Problemlösungskompetenz von Märkten“ (S. 204). Diese unreflektierte, aber wirkmächtige Hintergrundsannahme prädisponiert die Ergebnisse des „freien“ Forschungsprozesses der Ökonomik: Kaum eine andere wissenschaftliche Disziplin findet derart abgeschottet nur noch innerhalb von Modellwelten statt, was allerdings verständlich ist: Modellwelten sind bestens dafür geeignet, „die Wirtschaft als ein sich selbst stabilisierendes System zu begreifen und somit Laisser-Faire zu rechtfertigen“ (S. 232). Dieser Blickwinkel verleitet dann dazu, die (unvollkommene) Realität der (vollkommenen) Modellwelt anpassen zu wollen, also die Bedingungen des Modells herstellen zu wollen: „Ökonomen und Politologen, die sich durch schlichte Modelle blenden lassen und ihr Erkenntnisobjekt statisch deformieren, geben nur Antworten für politische Optimierungen in einer fiktiven Gleichgewichtswelt“ (S. 250). In dem Zusammenhang taucht alles das wieder auf, was bereits Rüstow unter Stichwörtern wie „Soziologieblindheit“, „Übersehene institutionelle Rahmenbedingungen“ und „Unbedingtheitsaberglaube“ diskutiert und kritisiert hat.

Damit scheint sich die Geschichte im Kreis zu drehen. Nach Phasen erfolgreicher staatlicher Regulation und prosperierender Wirtschaft, die freilich auch nicht in eine allgemeine Harmonie geführt haben, erstarken solche Kräfte, die in einer Selbstregulation die beste aller Welten vermuten, ohne jedoch klare Vorstellungen von dieser zu vermitteln. Der Markt wird nicht mehr als Mittel verstanden, sondern als Ziel an sich. Allen, die diese Strategie verfolgen, sei das nun in einer vorzüglichen Edition vorliegende Werk Rüstows als Pflichtlektüre empfohlen. „Es ist an der Zeit“, hatte dieser festgehalten, „die Wirtschaft trotz ihrer selbstverständlichen Unentbehrlichkeit, wieder in die ihr gebührende untergeordnete und dienende Stellung zurückzuverweisen (...)“ (S. 142). Gerade in Zeiten, deren vorherrschendes Merkmal in der Globalisierung nationaler Märkte gesehen wird, ist dieser Satz aktueller denn je: Er beschreibt die Aufgabe des 21. Jahrhunderts.

Norbert Reuter